Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift

Band: 20 (1916)

Rubrik: Dramatische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

„Meine Herren? Was kümmern Euch die? Sind vielleicht gegangen, einen Priester zu holen, wer weiß! Ihr werdet ja nicht wollen, daß Euer Freund stirbt ohne die Tröstungen unserer heiligen Kirche!"

Offenbar war mir die Bosheit der grinsenden Hexe, und ich gebot ihr Schweigen. Eilenden Laufes kreuzte ich den Garten bis zu dem freien Rasenplatz um die Platane. Nichts sah ich dort auf den ersten Blick. Doch wie ich die Laterne einen Lichtkreis werfen ließ um den dicken Stamm des Baumes, da gewahrte ich drüben den Körper Paolos.

Halb zugedeckt war er mit dem roten Mantel, den er zu tragen pflegte, und liegen hätten sie ihn lassen, die Schurken, ich zweifle nicht, bis zur späten Nachtzeit, unbeachtet ihn versenken zu können in der Lagune. Weiß war sein Gesicht und mit Blut besudelt sein Gewand. Auf der Seite lag er, die linke Hand krampfhaft geballt über der durchstochenen Brust, der rechte Arm lang ausgestreckt mit weit gespreizten Fingern.

„Mit dir ist's vorbei, Paolo," murmelte ich, als ich niederkniete und das Wams aufriß über der Wunde. „Sie haben dich gemordet, mein Sohn, und Cristina muß weinen. Arme kleine Cristina! Falsches Spiel ist getrieben worden hier; denn ich wüßte keinen, der dir, Paolo, hätte standhalten können in offenem ehrlichem Waffengange!"

Einen Fetzen riß ich vom Aermel meines Hemdes und rannte ans Ufer, das Linnen mit Wasser zu tränken und Michele zu rufen, mir zu helfen. Wir verbanden die Wunde; ein schwaches Lebensfünklein glimmte ja noch im Körper des Jünglings. Dann nahmen wir ihn auf, behutsam, und trugen die traurige Bürde zum Boote. Dort legten wir sie auf die Kissen.

Kaum daß wir einbogen vom Zittelle in den Großen Kanal, da kam die schwere Gondel Manins uns entgegen mit drei Männern darin, deren einer Girolamo, wie ich erkannte. Getrunken hatten sie alle drei, ihre Zungen lallten, und Platz hießen sie uns machen oder überrennen würden sie uns wie eine schwimmende Eierschale. Aber als das Licht ihrer Laterne auf mein Gesicht fiel und auf den hingestreckten Körper neben mir, da raunten sie einander ein paar Worte zu. Ihr Bootsmann wendete auf ein gegebenes Zeichen, und in der nächsten Minute war ihre Gondel verschwunden in der Finsternis der Nacht.

(Schluß folgt).

Dramatische Rundschau II.

Nachdruck verboten.

Zu der Aufführung von Corneilles Horace in Zürich.

Wenn bisher in der langen üppigen Friedenszeit ein Autor sich für seine Tragödien und Romane eine besondere Welt von lauter – gelinde gesagt – Neurotikern zusammenbraute, so waren wir entzückt über seinen „Realismus". Wir lächelten dagegen überlegen ob den altväterischen Konflikten, in denen allzu edle Menschen im einfachen Bewußtsein ihrer Pflicht und im Gedanken an das Vaterland (Menschheit mußte es doch zum allermindesten heißen!) mit festem und ruhigem Willen den eigenen Vorteil und die innersten Wünsche aufopferten. Allein in der furchtbaren Not, im grandiosen Heldenmut unserer Tage, da haben auch die alten Schlagwörter der Soldatenehre, der Selbstaufopferung, des Heldentodes, die in den blechernen Fanfaren der Festreden längst ihre Kraft eingebüßt hatten, plötzlich wieder echten, ehernen Klang erhalten. Und aufs neue kommen die Völker, wie die Sieben Aufrechten Gottfried Kellers, nicht über die wunderbare Tatsache des Vaterlandes hinaus. Da betrachtet man auch manches Werk idealistischer Schriftstellerei, das man bisher als lebensunwahre Romantik oder als ein Gebilde bloß vernunftmäßig konstruierter Tugend verurteilte, mit andern Augen. Und dazu gehören in erster Linie die Werke des alten Corneille. Wenn heute seine Tragödie des Zweikampfes der Horatier und Curiatier an unsern Augen oder noch besser an unserer Seele vorüberzieht, da drängt sich uns, wie mir scheint, eine dreifache Erkenntnis auf:

Wir erkennen auf einmal betroffen, daß dieser antike, aus Livius geschöpfte Stoff keineswegs eine historische Antiqui-

tät oder ein kaltes und herkömmliches dramatisches Uebungsthema ist, das blutleer und unwahr von einem Rhetor zum andern wanderte, wir erkennen vielmehr die tiefe, ewige Lebenswahrheit des Stoffes in seiner geradezu furchtbaren Aktualität.

Wir empfinden ferner, daß der Dichter seinen dramatischen Vorwurf nicht bloß mit kalter Logik aufgebaut, sondern daß er ihn mit dem Herzen erfaßt und durchgekämpft hat: das beweisen seine edeln Verse, die wiederklingen nicht bloß von Wucht und Schönheit, sondern von tiefer, bebender Leidenschaft. Unter dem klassischen Faltenwurf der Gewänder fühlen wir das Blut in heißen Wellen jagen.

Und die kalte Vernunft, die raison, um derentwillen Horace seine Schwester tötet? Die ist keineswegs die raison Descartes', sie ist dasjenige Element, in dem Corneilles Dichtergenius zweihundert Jahre vor Mommsen die tiefste treibende Kraft des römischen Staatswesens erkannt hat: die ungeheure, abgöttische Verehrung des Vaterlands, dem gegenüber jedes Privatinteresse restlos verschwindet, und der eiserne Wille zur Weltherrschaft.

Was uns aber besonders fesselt, ist die Aktualität des Konflikts: wir erleben ihn heute tausendfach wieder, diesen furchtbaren Zwist zwischen Liebe und Pflicht im Herzen von lauter guten und tüchtigen Menschen, an dessen Unlösbarkeit alle Beteiligten zugrunde gehen und bei dem als einziger tröstlicher Stern der Gedanke des Vaterlands den Schiffbruch der Einzelnen überdauert. Der Konflikt von Corneilles Horace, wiederholt er sich nicht mit erschreckender Genauigkeit in den trostlosen Fällen der Mischehen zwischen Deutschen und Engländern, zwischen all den Söhnen und Töchtern stammverwandter und ehemals befreundeter Völker, die nunmehr in grimmigem Kampfe liegen? Wiederholt er sich nicht in den Naturalisierten, die ihr altes Vaterland aufgaben und Bürger eines fremden Volkes wurden? Ihre Pflicht und ihr Wille ziehen sie zur neuen Heimat, doch ihre Jugend, die Freunde, das ganze Denken und Fühlen, ihr Herz fesselt sie mit unzerreißbaren Banden ans alte Vaterland.

So mag es gerechtfertigt erscheinen, in kurzen Zügen darzulegen, wie der französische Klassiker des siebzehnten Jahrhunderts diesen wahrhaft modernen Konflikt aufgebaut und wie er seine Fragen gelöst hat.

* * *

In glücklicher Friedenszeit, da kein Mensch an die Möglichkeit kriegerischer Verwicklungen zwischen Alba, der Heimat des Romulus, und dem stolz aufstrebenden Rom dachte, hatten sich die beiden Familien der Horatier und Curiatier verbunden. Der junge Römer Horatius hat die Albanerin Sabina heimgeführt. Bei dem edeln, doch harten und leidenschaftlichen Charakter des Gatten ist es eine gute, doch vermutlich keine sehr innige Ehe geworden. Eine wahre Liebesheirat dagegen soll Camilla, die Schwester des Horatius, mit Curiatius, dem Bruder Sabinas, verbinden. Da bricht wie ein Wetterschlag der Krieg zwischen beiden Staaten aus. Die zwei Familien stürzen in einen furchtbaren, dreifach gesteigerten Seelenkonflikt, dessen Wirkung auf die Gattin und die Braut, auf die wild leidenschaftlichen Römer und die zarter besaiteten Albaner der Dichter in wunderbar feiner Abtönung ausmalt. Wohl hat sich Sabina seit ihrer Heirat freudig und sogar ein wenig eitel als Römerin gefühlt. Solange die Streitigkeiten zwischen Rom und ihrer Vaterstadt den Charakter kleiner Zänkereien hatten, war es ihr nicht schwer gefallen, sich auf die Seite ihrer neuen Heimat zu stellen, wohin die Pflicht sie rief. Aber nun, da ein Kampf auf Leben und Tod daraus geworden ist, da brechen mit einem Schlag die alten Stimmen des Blutes hervor: die Familie, die Kindheit, all das übertönt mit urgewaltiger Kraft die schönsten vernunftmäßigen Gründe, die sie sich selbst einredet. Noch sieht Sabina ihr Eheglück nicht wanken, aber sie fühlt sich nicht mehr als Römerin, sondern als ein vaterlandsloses Wesen zwischen den beiden Kämpfern: sie fühlt es schon jetzt, daß sie niemals über das Ergebnis dieses Kampfes hinauskommen kann und dem Unterliegenden ihre stille Sehnsucht weihen wird. Camilla dagegen, als die wahre Schwester des Horatius, denkt viel leidenschaftlicher: Ehre, Pflicht, Vaterland,

alles tritt ihr völlig zurück vor dem Geliebten. Und wenn Curiatius um ihrer Liebe willen seine eigenen Pflichten vergessen will und als Ehrloser zu den Römern übergeht, so wird sie ihn freudig aufnehmen und durch die Glut ihrer Leidenschaft zu entschädigen suchen.

Dieselben Charakterzüge wie bei den Frauen finden wir wieder bei den Männern: gefühlvolle Weichheit beim Albaner, aufbrausende Leidenschaft beim Römer. Beide sind gleichermaßen durch das Gefühl unbedingter soldatischer Pflichterfüllung gegenüber dem Vaterland beseelt: allein bei Horatius und vor allem bei seinem Vater tritt noch das besondere allgewaltige römische Staatsgefühl hinzu, gegen das jeder Widerspruch als Verbrechen empfunden wird.

Doch nicht genug des Unheils. Das künftige Los ihrer Heimat wird auf die Schultern der beiden, so eng verbundenen Familien geladen: im Zweikampf der drei Horatier und der drei Curiatier soll das Schicksal von Rom und Alba entschieden werden. Curiatius steht erschüttert, der Römer scheint in seiner Brust aller sanftern Gefühle zu entbehren. Doch vor den Tränen der Frauen werden beide weich und sind auf dem Punkt, die soldatische Ehre ihrer Liebe zu opfern, als der alte Vater der Horatier in mächtiger Rede die schroffe Erfüllung der Pflicht, das unbedingte Zurücktreten des Privatwohls vor dem Staatswohl fordert. So nimmt das Schicksal seinen Lauf. Und während sich draußen der verhängnisvolle Kampf abspielt, zeigt uns der Dichter abermals die Seelenkämpfe der beiden Frauen. Sabina sucht noch immer, sich mit Vernunftgründen abzufinden: mit römischer Seelenstärke, mit dem militärischen Ruhm, die ganze Zukunft zweier Staaten in den Arm ihres Gatten und ihres Bruders gelegt zu sehen. Allein all diese schönen Gründe brechen vor der Gewalt ihres Gefühls, vor ihrer Liebe zu Gatten und Bruder zusammen:

Quand je songe à leur mort, quoi que je me propose
Je songe par quels bras et non pour quelle cause.

Die Leidenschaft der Römerin Camilla dagegen ist so groß, daß bei ihr Vernunftgründe überhaupt nicht verfangen und daß sie ohne Zögern Eltern, Brüder und Vaterland dem Geliebten opfern will. Doch da kommt die furchtbare Kunde, daß Horatius seine drei Schwäger erschlagen. Der Sieger erscheint im Vaterhaus. Er versucht, Camilla mit dem künftigen Ruhm des Geschlechts zu trösten; doch in wahnsinnigem Schmerz verwünscht sie seinen Ruhm und fordert ihren Geliebten zurück. Da stellt er ihr sein Heiligstes, das Vaterland, vor die Augen, für das er in hartem Pflichtgefühl gekämpft und gesiegt; doch auch diese Macht hat jeden Glanz für sie verloren. Camilla verflucht Rom und seine Herrschgier und wünscht mit verzweifelter Energie die Strafe des Himmels auf die eigene Vaterstadt herab. Vor diesem Angriff aufs Vaterland fühlt Horatius alle brüderlichen Gefühle schwinden: als Rächer des Staates greift er zum Schwert und tötet sie.

Damit ist die Tragödie eigentlich zu Ende. Der letzte Akt bringt die langwierige Gerichtsverhandlung, in der Horatius im Interesse des Staatswohls freigesprochen wird. Und die Lösung des Problems? Wir sind damit am Ende eigentlich so weit wie am Anfang, weil ein versöhnlicher Ausgang des Konflikts überhaupt unmöglich ist. Sabina vermag es, ihre Pflicht über das Gefühl zu stellen und bei ihrem Gatten auszuharren. Ihr Herz aber gehört den Toten. Die heißblütige Camilla, die das nicht vermochte, ist im Tode mit dem Geliebten vereint. Die allgewaltige Siegerin über diese Kämpfe der Einzelnen ist das Vaterland, die Weltherrscherin Rom.

* * *

Und nun die Aufführung im Zürcher Stadttheater. Bekanntlich fließen in der Comédie française zwei Traditionen zusammen: sie ist vor allem die Maison de Molière, und sie ist auch die Erbin der großen tragischen Bühne des Hôtel de Bourgogne. Mit rührender und eifersüchtiger Treue hat sie diese großen Traditionen gewahrt. Wer je das Glück hatte, ihren Molièreaufführungen beizuwohnen, der wird mit innigem Behagen daran denken, wie wunderbar lebenswahr und modern einem all diese Gestalten vorkommen, wie unwillkürlich bei dem feier-

lichen Medizinmann Maître Diafoirus, dem Malade imaginaire, dem Bourgeois gentilhomme, dem Tartuffe einem Parallelen aus der lebendigen Gegenwart oder womöglich aus dem eigenen Bekanntenkreis einfallen! Aber bei Corneille? Hat da der Zuhörer das Gefühl, einem Schauspiel voll erschütternder Lebenswahrheit beizuwohnen, einer Tragödie, bei der leidenschaftliche Liebe zum Tod und schmerzliche Pflichterfüllung zur trauervollen Resignation führt? Wohl fühlt man die Wucht der schönen Verse Corneilles, doch nimmermehr ihre wundervolle lyrische Schönheit: Je le vois bien ma sœur, vous n'aimâtes jamais. In der Aufführung der Comédie française, da senkt es sich wie ein kaltes Leichentuch herab. Dumpf und eisig rollen die Alexandriner. Und wenn ein Liebespaar, wie Camilla und Curiatius, ein von Lyrik überströmendes Gespräch abhält und sich am Ende im Sturm der Gefühle in die Arme fällt, da wird die ganze Sache mit kalter, steifer Feierlichkeit abgewickelt. Und doch sind die Verse Corneilles so warm und seelentief, so recht angetan, ein empfindsames Geschlecht wie dasjenige des Dichters, das die Romane der Mademoiselle de Scudéry las, zu rühren und auch uns, wie La Fontaine vom Wesen der Tragödie sagt, durch das Mitleid mit fremdem Unglück unsere eigenen Schmerzen zu stillen. Wohl kann sich die Comédie auf eine jahrhundertelange Tradition berufen. Aber hat nicht schon Molière im Impromptu de Versailles seine Kollegen vom Hôtel de Bourgogne wegen ihres lächerlichen Pathos bitter verspottet? Und hat nicht dieselbe Comédie vor hundert Jahren der historischen Treue zuliebe und unter dem Einfluß Talmas ihre klassischen Römer der Allongeperücken beraubt, die sie in geheiligter Tradition seit Corneilles Zeiten trugen? Die alten Quiriten waren sicherlich ein lebhaftes, feuriges Geschlecht, nicht weniger aufbrausend und rührsam als die heutigen Italiener. Wieviel menschlich näher würden uns diese warmblütigen Gestalten des alten Meisters treten, wenn ihre Rede im selben Sprechton an unser Ohr klänge wie die Alexandriner des Tartuffe! Liegt vielleicht das Kalte, Vernunftmäßige in Corneilles Dramen nicht weit eher in der Art seiner Wiedergabe als im Wesen seiner Dichtungen?

Die Comédie française ist im Auftrag der französischen Regierung zu uns gekommen. Schweigend hat sie uns das Edelste, was ein Volk besitzt, vor die Augen und die Seele gestellt: seine Kunst. Das ist wirklich la bonne propagande.

Dr. Ernst Walser, Zürich.

Die Sklavin

Kam die Sklavin her zur Stunde,
Da mein Herz die Nacht ersehnt,
Fragte: „Herr, was soll ich singen?"
An die Harfe süß gelehnt.

„Singe mir von jenen Gärten,
Wo die blanken Wasser gehn,
Von den Menschen, die nur lieben
Und im Liebesrausch vergehn!"

Und sie sang zum Meer gewendet,
Hinter dem die Sonne schied —
Und ich wußte, was sie harfte,
War mein eignes Schicksalslied.

Fritz Sysi, Zürich.

Kleines Glück

Kam einmal auf schwachen Füßen
Auch ein kleines Glück zu mir,
Sprach: „Ich soll dich freundlich grüßen,
Doch ich bleibe nicht bei dir.

Du hast Kraft, um zu ertragen
Schweres Los und hart Geschick,
Doch der Schwache müßt' verzagen,
Träf' ihn nicht mein Stärkungsblick.

Zu dem Schwachen will ich gehen
Und ihm bringen meinen Gruß;
Du bist stark und wirst verstehen,
Daß ich Schwächern dienen muß."

„Kleines Glück," sprach ich bescheiden,
„Du hast Liebe, du hast Herz,
Seh du nur und lindre Leiden,
Stärke Schwachheit, heile Schmerz!"

Robert Seidel, Zürich.